Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins

vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des

Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 23 (1915)

Heft: 20

Artikel: Aus meiner Krankenpraxis in Serbien 1914-1915

Autor: Sturzenegger, C.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-547929

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wetikonervereins, J. Amader, im Schulhaus er= richteten Notipital zu verbringen.

In allen drei Abteilungen wurde ruhig gearbeitet; immerhin war die supponierte lebung dazu angetan, die arbeitenden Samariter in etwelche Verlegenheit zu bringen, so daß troß fleißigem Arbeiten sich manche Fehler einschlichen.

Zirka halb 5 Uhr waren alle Verwundeten im Notspital wohlversorgt und es solgte nun auf dem Schulhausplat eine Generalkritik durch den Leiter der Uebung, Herrn Dr. Reber, der das Arbeiten in allen drei Abteilungen ausmerksam versolgte. Einsleitend anerkannte er den Eiser der Teilnehmer und die große Teilnahme an dieser Uebung und freute sich über die große Zuschauermenge; ein Zeichen, daß die Einwohnergemeinde der Samaritersache ihr Interesse entgegenbringt.

Die Einrichtung des Notspitals und auch des Operationszimmers waren zweckentsprechend; dann kamen aber auch die Fehler ans Tageslicht. Man hätte zuerst mit raschem Blick die Verwundeten ein wenig sortieren sollen. Zuerst hätten die Schwerver= wundeten verbunden und transportiert werden sollen, und erst dann die andern; dann waren wieder Ver=

wundete ins Operationszimmer gelegt worden, die gar nicht operationsbedürftig waren, und umgekehrt wurden Operationsbedürftige ins Krankenzimmer befördert. Auch beim Transport der Verwundeten hätte man mit etwas mehr Schonung umgehen sollen. Die Kritif des Nebungsleiters war vielseitig und gerecht und die Ratschläge sehr praktisch und gut. Durch solche praktische Nebungen wird das theoretisch Geslernte eingeschafft und befestigt und hat auch für die Zukunst praktischen Wert. Herrn Dr. Keber sei auch an dieser Stelle der aufrichtigste Dank ausgesprochen.

— Am 12. Oktober eröffnet der Samariterverein Wetikon einen Samariter= und Krankenpflegekurs, zu dem sich 65 Kursteilnehmer angemeldet. Derselbe steht unter der Leitung der hiesigen drei Herren Aerzte; die praktische Hauskrankenpflege unter Leitung von Schwester Helene Nager aus Zürich.

Samstag, den 2. Oktober, verschied in Kemptensteisten Herr Karl Reiß, Optiker und Goldschmied, nach längerem Leiden infolge eines Schlaganfalles im 37. Altersjahr. Er war ein eifriges Aktiv= und Vorstandsmitglied des Samaritervereins Weşikon.

Er ruhe in Frieden!

W

Das Zentralkomitee an die Sektionen.

Schweizerischer Militärsanitätsverein.

Werte Kameraden!

Am 30. und wahrscheinlich auch am 31. Oktober 1915, je nach der Beteiligung, wird in Bern, auf dem städtischen Spielplat beim Schoßhaldenwald, die erste schweizerische Sanitätshundeprüfung stattfinden.

Der Herr Armeearzt hat zu dieser Beranstaltung sowohl das Zentralkomitee als auch

andere interessierte Mitalieder unseres Verbandes eingeladen.

Wir möchten nun unserseits die Sektionen ebenfalls einladen, je nach Möglichkeit Delegierte zu dieser Veranstaltung abzuordnen, da doch gewiß die Sanitätshunde unsere Mitglieder interessieren werden.

Mit kameradschaftlichem Gruß und Handschlag!

Namens des Zentralvoritandes des schweiz. Militärsanitätsvereins,

Der Präsident:

Der Sefretär:

U. Labhart.

F. Benkert.

Aus meiner Krankenpraxis in Serbien 1914—1915.

Von Frl. C. Sturzenegger.

Als ich vor mehr als einem Jahre nach Ariegserklärung an Serbien, da war ich von Nisch kam, gleich nach der österreichischen den Fremden die erste, die Serbien in den schweren Leidenstagen beistehen wollte. Noch fanden damals keine kriegerischen Zusammensstöße statt und die Spitäler, die regelrechten und improvisierten, waren daher noch leer; aber alle Hände waren tätig, um für kommende hilfsbedürstige Tage bestens vorgesehen zu sein. Und sie kamen bald, diese Tage. Die Kämpfe an der Drina, die Einfälle bei Schadat und die Schlacht am Tser lieferten Leidensmaterial genug.

Das Rote Kreuz, die Kola Sestara, die Schenski Drustwo, die Gesellschaft der Fürstin Lubitza — alles serbische Damenvereine, deren Mitglieder, bekannt als glühende Patriotinnen, ihr eigenes Leben verachten in der Arbeit für ihre pslegebedürftigen Vaterlandshelden — diese alle begaben sich auf ihre Posten, hier, um Blut und Wunden zu stillen — da, um seelischen Leiden beizukommen — dort, um der Armut zu steuern und tausenbfaches Elend, Einheimischer und Herbeigeslüchteter, nach Möglichseit zu lindern.

Ich selbst begann meine Tätigkeit mit der Anfunft der ersten Verwundeten im ersten Reserve-Hospital in Nisch und zwar in der Umbulanz. Täglich verbanden wir die armen zerschoffenen, zerquetschten, zerriffenen, zersplitterten, zum Teil zerhackten, verbrannten und amputierten Glieder der armen Leiden3= menschen, Freund wie Feind. Welch eine Arbeit! Blutig, wie das Blut selbst, so rieselte Tausenden der Angst= und Schmerzensschweiß über die feuchtheiße Stirne. Ach, wie so oft ballten sie die Fäuste, um den Schmerz zu erwürgen — frampfte sich das Herz, um die furchtbariten Qualen zu ersticken! Oft gelang es, oft auch nicht — oft durchbrachen die übermäßigen Leiden die zusammengepreßten Lippen doch und markerschütternde Schreie widerhallten von den Wänden und durch= zitterten die Luft. Gott sei Dank, gab es nach bangen, dunkeln Stunden auch wieder lichtere Momente.

Es gibt nun allerdings auch Hände, die den Superlativ der Schmerzen überhaupt

nicht herausbeschwören, Hände, die die Wunden sachter berühren und die von den Leidenden förmlich angebetet werden und mit Dankes= tränen benetzt. Und fragen wir, wem diese Hände angehören, dann antworten wir hierauf: Wahrlich keinen Ungeübten! Gerade bei Autoritäten der Chirurgie fand ich wiederholt das weichste Herz und die zarteste Hand, während Neulinge sich oft der Brutalität schuldig machten und sich erst groß fühlten, wenn sich ihre Opfer unter ihren Fingern frümmten. Ein Verbandzimmer ist eben fein Operationszimmer. In lekterem werden die Patienten bei schweren Eingriffen narkotisiert und da spürt der Verwundete die Schmerzen ja nicht.

Je schwerer aber die Eingriffe, desto fleißiger muß die Wunde ausgewaschen und dis in die Tiese gereinigt werden; das muß täglich geschehen, um Komplisationen zu vermeiden. Täglich aber kann man den Menschen nicht narkotisieren, sonst würde er nach anderer Weise zugrunde gehen; deshalb müssen die Schmerzen des Verbandwechsels mit Vewußtsein ertragen werden, so weh es auch tut; es gibt keinen andern Ausweg und das ist die allertraurigste Vegleiterscheinung des Krieges, daß diesenigen, die verwundet wurden im Kampse sürs Vaterland, nachher so schrecklich leiden müssen, bis sie wieder gesund sind oder trotz allem lebenslänglich elend bleiben.

Nach einmonatiger Arbeit in Nisch, für die mir oft aus strahlenden Augen Dank gesagt wurde, begab ich mich für einen weiteren Monat nach

Kragujewat.

Dort hatte ich das Glück, unter drei siebevolle Autoritäten zu kommen: unter Major Dr. med. und Frau Dr. med. Wutschetisch, die das erste Reserve-Spital mit 1000 Patienten unter ihrer Leitung hatten, und Herrn Oberst Dr. Sondermajer, Chesarzt der chirurgischen Abteilung. Nie werde ich jene schöne Zeit vergessen, die ich in den dortigen Verbandzimmern und im Operationsraume zugebracht habe, und was ich bei diesen Vorbildern gelernt, aber ebensowenig das ideale Familiensleben, das ich trot aller Arbeitsüberhäufung hier gefunden habe. Ach, wie leuchteten die Augen der guten Frau Doktor, wenn mir ihr Gemahl in später Stunde aus seinem literarischen Reichtum noch poesievolle Epissoden aus seiner Krankenpraxis vorlas.

Hier amtierte die zuerst angekommene fremde Hisse, die englisch-amerikanische Mission, die die bekannte Wohltäterin Madame Mabel Slavko Grouitsch in Amerika und England für Serbien gesammelt hatte. Hier ist auch der erste englische Arzt gestorben, ein Opfer seiner freiwillig übernommenen Pflicht.

Mit der Spritze in der Hand, mit Flaschen und Fläschchen und sterilisierter Gaze gingen wir von Zimmer zu Zimmer, prüften die Wachenden und Schlafenden, linderten wo wir konnten und trösteten wo es nötig war. Und wenn ich selbst zu diesen stillen nächt= lichen Gängen verhindert war, dann begleitete die liebe Tochter Jelika, sonst Schülerin der Promenadenschule in Zürich, ihre Mutter, die, so jung sie noch ist, in allen Abteilungen amtierte wie ein kleiner Doktor und wie ein Engel für die Patienten sorgte. Giner Episode muß ich gedenken, bevor ich Abschied nehmen fann von Kragujewaß, die mir ebenfalls unvergeßlich bleibt: Ein Patient, Desterreicher, der erst vor wenigen Tagen operiert worden war, zeigte hohe Temperatur. Um seinen Fuß zu retten, machte man einen letten chirurgischen Gingriff. Die neue Fiebererscheinung ließ je= doch das Schlimmste befürchten, und so trug man ihn rasch ins Verbandzimmer, um durch Herrn Dr. Sondermajer selbst nachsehen zu lassen; es war abends 8 Uhr. Nach einer Weile sagte dieser zu mir und seine Augen wurden dabei naß: "Es ist nichts mehr zu machen: wir müssen das lette tun." Und zum Patienten sich wendend, fuhr er weiter mit väterlich lieber Stimme: "Du, wir muffen dir deinen Fuß abnehmen, wenn du weiter= leben willst." Der Patient schwieg. "Du, hast bu's gehört, wir müssen dir deinen Fuß absnehmen", wiederholte der Arzt. "Aber, Herr Doktor, Sie scherzen ja doch wohl", ließ sich der Patient nun hören.

"Nein, mein lieber, in so ernster Sache scherzen wir nicht." "Aber, Herr Doktor, dann bin ich ja nachher ein Krüppel", schrie nun der arme Mensch auf: "da will ich doch tau= sendmal lieber sterben, als zeitlebens ein Krüp= pel sein!" "Ja, wie du willst. Wir Serben zwingen niemand zu einer Amputation; aber, wenn du Vater oder Mutter hast, oder sonst jemand, den du liebst, so solltest du dir die Sache doch überlegen." "Ja, ich will darüber nachdenken." "Aber gleich müßte es geschehen, gleich, gleich — morgen könnte es zu spät fein!" "Aber, Herr Doktor, das ist doch ganz unmöglich", und schwere Tropfen stürzten ihm aus den Augen; "morgen will ich Bescheid sagen, jetzt kann ich nicht; o, lassen Sie mich warten bis morgen." Flehentlich bat er da= rum. "Na, wie du willst, wir können dich nicht zwingen." Zwei Minuten später war der arme Kerl wieder in seinem Bett. Ich besuchte ihn noch. "Fräulein", sagte er dann zu mir, "muß ich wirklich sterben, wenn ich mir den Juß nicht abschneiden lassen will?" "Anders ist Ihr Leben wohl kaum zu retten, so versicherte mir der Arzt, dem es jedesmal selber ins Herz schneidet, wenn er amputieren muß."

Wieder rannen große Tropfen über sein bleiches Gesicht — stumm starrte er lange vor sich hin — dann wendete er sich wieder zu mir und mit vibrierender Stimme sprach er: "Sehen Sie, liebes Fräulein, die Sache ist halt so: Ich habe zu Hause ein Mädchen lieb, und kehre ich als Krüppel in meine Heinat zurück, dann wird sie mich nicht mehr wollen — und das — das — das ertrage ich nicht." Schluchzend verbarg er sein Gessicht in den Kissen.

Ich strich ihm sanft über sein schweißsgebadetes Haar und sprach beruhigend: "Nein, mein guter Freund, da sind Sie ganz im Irrs

tum! Wenn Ihr Mädchen ein gutes Herz hat, dann wird sie Sie erst recht lieb haben, doppelt lieb, weil Sie in diesem Falle auch doppelte Liebe verdienen." "Glauben Sie das?" fragte er aufhorchend und schnellte empor. "Ia, ich glaube das", antwortete ich mit Ueberzeugung. "Gut denn, so fann ich vielleicht jetzt schlafen und morgen können Sie die Antwort haben." Damit legte er sich auf die Seite. Ich machte ihm noch das Kissen zurecht, blieb bei ihm, bis er schlummerte, und dann zog ich mich zurück, denn für den Nachtdienst sind immer männliche Pfleger vorhanden.

Früh morgens aber besuchte ich ihn wic= der. Er lächelte mir zu. "Mir ist heute ganz wohl; machen Sie mit mir was Sie wollen; ich möchte doch gerne am Leben bleiben; also, man kann mich holen; nur meiner Mutter möchte ich noch gerne schreiben, vorher; bitte, geben Sie mir Papier und Tinte." "Ja, gleich, gleich," und damit entfernte ich mich rasch und sief zu Frau Dr. Wutschetitsch; denn etwas in seinem Aussehen befremdete mich. Rasch wurde ihm eine belebende Gin= spritung gemacht, eine Stärkung für die Operation, sagten wir ihm — doch, eine Minute später, als ich ihm eben Papier und Tinte reichte, schloß er die Augen, sank zurück, flü= sterte noch: "Mutter" und — war eine Leiche

Erschüttert standen wir neben ihm. Seine Zimmerkameraden, Ocsterreicher wie Serben, kamen heran, einer nach dem andern — ein jeder stand mit gefalteten Händen vor seinem Bette, der erste gab ihm eine brennende Kerze

in seine Hand — und dann, nach kurzem Gebet schlichen sie sich wieder leise von dannen. Auch ich schlich mich weg, zog mich zurück auf mein Zimmer und schrieb an seine Mutter; es war dies einer der traurigsten Briese meisnes Lebens.

Die Mutter erhielt meine Zeilen; in der Berzweiflung eines tödlich verwundeten Mutsterherzens schrieb sie mir: D, mein Sohn, mein Sohn! Er war mein Brävster, mein Liebster! Fluch dem Kriege! Mich aber segsnete sie.

Das ist nur ein Bild von tausend und tausend andern, die gleiches zeigen und gleiches fagen. Was für Elend und Jammer ipielen sich auf einem Schlachtfelde ab trotzdem — den wildesten Schmerz und Verzweiflung bis zum Wahnsinn finden wir weniger im Teuer der Geschütze, im Rugel= regen und Granatenhagel, sondern daheim, in Kürstenpalästen so gut wie in der ärmsten Hütte und in den Krankenfälen und auf dem Siechbette; das sind die Stätten, wo das Drama zum Austrag kommt. Auf dem Kampf= felde selbst, da ist der Mensch ja nicht mehr er selbst; er geht auf in dem Haffe gegen seinen Feind, den er totschlagen muß — er empfindet nicht mehr; er schlägt einfach drauf= los; aber im Krankenhause, wo der Mensch wieder zum Menschen zurückfehrt und dann sein Ich zertrümmert und zerrissen sieht und damit auch sein Lebensglück, seine süßesten Hoffnungen ... für immer ... für immer, da setzt die ganze Tragik ein und wird dem einzelnen bewußt, wie ungeheuerlich der Krieg eigentlich ist.

Naschhafte Kinder.

In manchen Familien künnen Kinder oft nur mit schwerer Mühe zu den regelmäßigen Mahlzeiten angehalten werden, weil die Eltern früher den Fehler begangen haben, sie zur Unzeit durch Leckerbissen und Süßigkeiten zu verwöhnen. Run fehlt der Appetit gerade dann, wann er da sein müßte, das Kind sträubt sich gegen solide und nahrhafte Koft,